

HELLA SCHWERLA
Hitze, Dreck & Erleuchtung
Mein Leben im Kral eines afrikanischen Schamanen



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Wenn die Trommeln schweigen ... Hella Schwerla folgt der Einladung eines afrikanischen Sangoma, eines Schamanen, ihn in sein abgeschiedenes Dorf zu begleiten. Sie wurde als Retterin ausgewählt, wurde ihr geweissagt. Schon in früher Kindheit entdeckte sie ihre übersinnlichen Fähigkeiten, doch erst in der Abgeschiedenheit des südafrikanischen Dorfes erkennt sie ihre Bestimmung. Eingeholt von der harten Realität und bitteren Armut, begibt sie sich auf eine spirituelle Reise, an deren Ende sich sowohl ihr eigenes Schicksal als auch das des Stammes zum Positiven wenden.

Autorin

Hella Schwerla, geboren und aufgewachsen im Emsland, lebt seit vielen Jahren in München. Sie ist gelernte Journalistin, arbeitete bei Tageszeitungen und Illustrierten. Neben ihrer Tätigkeit als Autorin für Feature, Hörspiel, Film und Fernsehen, Kinder- und Sachbücher schrieb sie drei Romane. Psychologie sowie Energiearbeit sind ein zweites Standbein der Vielgereisten. Zu ihrem engsten Kreis gehören ihr Sohn Andreas, seine Frau Diana, der Enkel Alexander, die Hündin Ninja, die sie aus Afrika mitbrachte, Manu, ihre große Liebe, und eine Handvoll sehr guter Freunde.

Hella Schwerla

Hitze, Dreck & Erleuchtung

Mein Leben im Kral eines
afrikanischen Schamanen

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Pamo House liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Originalausgabe Januar 2015
© 2015 Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Getty Images / AWL Images / Peter Adams;
Corbis / Hero Images; FinePic®, München
Fotos: Hella Schwerla, privat
Karte: Peter Palm, Berlin
Lektorat: Birgit Groll, Benediktbeuern
SSt · Herstellung: cb
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-22098-4
www.goldmann-verlag.de

»Ich kenne Hella Schwerla seit unserer gemeinsamen Zeit mit Don Eduardo Calderon in den Achtzigerjahren. Sie ist willensstark, mit einem klaren Geist und einem wunderbaren Sinn für Humor. So überrascht es mich nicht, dass sie die Härten und die Herausforderungen gemeistert hat, die das Leben mit einem afrikanischen Sangoma und seinem Stamm ausmachen. Ihrem Mut und einem offenen Herzen verdanken wir ihre Weisheit und die Gaben, die sie uns mitbringt.«

*Alberto Villoldo, Anthropologe, Schamane
und Bestseller-Autor*



Der Sangoma, Jambolane Mpanane, beim Knochen werfen

Inhalt

Prolog	11
Erster Teil	17
Die Einladung	19
Sprung nach Afrika	40
Bruchlandung im Kral	63
Wer rettet hier wen?	92
Ausbruchsversuch	102
Die Trommeln rufen	121
Unter Buren	128
Der Sangoma und sein Gast	158
Heilungen, Interview und Knochenorakel	177
Initiation mit dem Ziegenritual	210
Transitraum Komatipoort	222
Rückbesinnung – Rückführung	235
Zweiter Teil	253
Die Rückkehr	255
Veränderungen und neue Sichtweisen	278
Schamanenschüler auf dem Prüfstand	288
Ngwenyas Welt	305

2000 Kilometer durch Swasiland	320
Ein weißer Schamane in Afrika	333
Salu gardié – das Lebewohl	345
Epilog	351



Prolog

»Reisen ist, in jedem Augenblick
geboren werden und sterben.«

Victor Hugo

Unerklärlicher Leichtsinn mag mich gelehrt haben. Oder ein ebenso wenig erklärbares Vertrauen in einen Clan mächtiger Schutzengel. Als jugendliche Torheit kann mein afrikanisches Abenteuer jedenfalls nicht durchgehen. Immerhin habe ich die Mitte des Lebens überschritten, und in diesem Alter ziehen es Frauen aus meinem Kulturkreis im Allgemeinen vor, sich in komfortablen Hotels an Touristenstränden zu vergnügen.

Ich aber habe die Einladung eines Sangoma im Süden Afrikas angenommen. So werden die Schamanen dort genannt. Mich darauf einzulassen war wohl das Verrückteste auf meinem ohnehin nicht eben geradlinig verlaufenden Lebensweg.

Wie ein roter Faden zieht sich ungebändigte Neugier, gepaart mit einem Hang zu Risiko und Experimentierfreude, durch mein Le-

ben. Mit Selbst- und Grenzerfahrungen, die mich hier, im tiefsten Afrika, in einem Albtraum gefangen halten.

Jeden Abend höre ich die Trommeln aus der großen Hütte am anderen Ende des Kral. Ich weiß inzwischen, dass sie nur dann stumm bleiben, wenn jemand gestorben ist. Und das kam viele Male vor in den sechs langen Monaten, während ich hier lebe – wenn man das leben nennen kann.

Werden die Trommeln das nächste Mal meinerwegen schweigen?

Noch bin ich am Leben. Und das grenzt an ein Wunder.

Es ist noch sehr früh, ungefähr vier Uhr, und die dicke schwarze Frau vor der Hütte neben mir stampft unaufhörlich den Mais in einem Trog. Dumpfe, monotone Geräusche. Unmöglich, noch ein wenig zu schlafen. Stundenlang geht das so weiter, bis in den Vormittag hinein, und ich kann nichts denken als dieses Bumm, Bumm, Bumm, das meinen Körper vibrieren lässt.

Ich sitze inzwischen vor meiner mit Blech gedeckten Hütte, denn drinnen würde ich mich bei fast fünfzig Grad in Kürze wie ein gebratenes Spiegelei fühlen. Das Vordach bietet nur wenig Schatten. So drücke ich mich fest an die Lehmwand meiner Hütte. Kinder toben durch den Kral, schielen immer wieder verstohlen zu mir herüber. Anfangs schrien sie noch vor Angst, denn für sie, die noch nie eine Weiße gesehen hatten, war ich ein Geist. Die Frauen tragen Ballen auf dem

Kopf, balancieren Wassereimer, bewegen sich träge und stetig. Hin und wieder ein Kopfnicken in meine Richtung, ein paar Sätze mit Klicklauten, die ich nicht verstehe. Sie laufen barfuß oder in zerfledderten Sandalen an mir vorbei, bunte Tücher um die Hüften. Bis vor Kurzem noch hatten sie meist nackte Oberkörper, die jungen Frauen feste runde Brüste, die alten Frauen Schläuche, an denen schon viele Kinder gestillt worden waren.

Mir läuft der Schweiß in Strömen am ganzen Körper hinunter. Aus Angst vor den vielen Schlangen, den tödlichen Schwarzen und Grünen Mambas, trage ich hoch geschnürte Stiefel und Safarikleidung aus dem Outdoorshop in meiner deutschen Stadt, die im Augenblick unerreichbar ist – eine Fata Morgana. Auf meinem Kopf trage ich den runden gefleckten Safarihut, und mein Gesicht ist mit einer Sonnenmilch mit dem höchsten Schutzfaktor eingecremt, was mich noch weißer wirken lässt. Ich atme ein und atme aus. Ein, aus, ein, aus, ein, aus. Niemand spricht mit mir, niemand nimmt mich wahr. Bin ich unsichtbar? Der Schweiß rinnt in Strömen über meinen glühenden Körper. Wie lange hat mein Körper noch Flüssigkeitsreserven? Kaum mehr Trinkwasser. Der Hunger macht mir nichts, aber der Durst trocknet nicht nur meine Kehle aus, er erzeugt auch Wahnvorstellungen.

Ich hielt mich immer für einen gebenden, sich eher aufopfernden Menschen, der auch einmal auf etwas verzichten kann, um anderen zu helfen. Nun kann ich mir zum ersten Mal vorstellen, dass ich für sauberes Wasser stehlen, betrügen, vielleicht sogar töten könnte. Ich habe Angst vor einer

Welt, in der das eines Tages passieren könnte, ich habe Angst vor mir selbst.

Wenn es doch nur wieder Nacht wäre, da sinkt die Temperatur auf 30 bis 35 Grad, und ich kann vor meiner Hütte sitzen, ohne zu leiden. Wie sehr hatte ich um eine mit Schilf bedeckte Hütte gebeten, denn da drinnen wäre es sicherlich kühler, aber niemand verstand mich. Die Blechbüchse, in der ich leben muss, ist eine Ehre für den weißen Gast. Anfangs trug ich auch noch ein Netz über dem Gesicht zur Moskitoabwehr, bis ich merkte, dass es dort, am Fuße der Hügel, keine Moskitos gibt. Die Tabletten, die ich geschluckt hatte als Vorsorge gegen die schwirrenden Ungeheuer, schwächen mich, machen mich krank. Mein Oberkörper ist mit Schorf bedeckt, und mein Fieberthermometer zeigt fast 40 Grad.

Als ich mich vor einiger Zeit – ich weiß nicht, ob es zwei Tage oder zwei Wochen her ist – dem Brunnen näherte, um mir in einer blauen Plastikschüssel Wasser zu holen, warnte mich eine der Frauen mit einem unverständlichen Wortschwall aber eindeutigen Handbewegungen davor, das Wasser aus dem Brunnen zu trinken. Die Kühe grasen oberhalb des Brunnens, und ihre Ausscheidungen gelangen ins Grundwasser.

Ich muss haushalten mit den restlichen Wasserflaschen.

Es gibt nur ganz wenige Männer in diesem Kral – zwei heranwachsende Söhne von Jambolane, dem Schamanen, der in Afrika Sangoma genannt wird, zwei bis drei Lohnarbeiter, die

nur tagsüber schwereren Tätigkeiten nachgehen. Sie machen wochenlang einen großen Bogen um mich herum. Später erfahre ich, dass der Alte ihnen Verwünschungen angedroht hat, falls sie mir zu nahe kommen.

Der Sangoma Jambolane, der Schamane, Doktor, Psychotherapeut, Zauberer, Priester und Fürst seines Clans ist, hat vierzehn Ehefrauen und fünfundachtzig Kinder. Inzwischen ist er über achtzig Jahre alt, hat dennoch ein fast faltenloses Gesicht, wenig graue Haare an den Schläfen und einen schlanken, durchtrainierten Körper.

Er hatte mir einen Übersetzer versprochen, Ngwenya aus Swasiland, aber bisher ist nichts passiert. Ich fühle mich wie in einer Falle, ohne Chance, das ändern zu können. Zuerst war ich verzweifelt, tobte, schrie, inzwischen bin ich lethargisch, wehre mich nicht mehr.

Wahrscheinlich werde ich hier sterben. Mein Leben zieht an mir vorbei, die Höhen und Tiefen – ein bewegtes Leben, und ich gebe mich hin. Was ist so schlimm daran, in Afrika zu sterben? Ich habe gelebt, und es gibt nichts zu bedauern.

Als ich nach vorne kippe, fängt mich eine junge Frau auf, sie ist wunderschön und spricht ein fast unverständliches Englisch. Ich solle keine Angst haben, es würde gesorgt für mich, der Sangoma würde mich heilen. Träume ich? Die Hütte, in die man mich trägt, ist kühl.

Mehrere Frauen flößen mir eine bittere Flüssigkeit ein, und innerhalb kurzer Zeit verlässt mich, was ich in den letzten Wochen zu mir genommen habe, aus allen Körperöffnungen. Es ist erstaunlich, was noch alles in mir war. Mit dem stinkenden Wasser aus dem Brunnen werde ich abgewaschen.

Man schleppt mich in einen engen Raum, der erfüllt ist mit heißem Dampf. Es riecht nach Kräutern. Eine übel riechende Decke wird über mich geworfen, und ich meine zu ersticken.

Die Stimme von Jambolane kommt von irgendwoher – ein monotoner Singsang.

Togo, die ich später Kleopatra nenne, redet beruhigend auf mich ein, dass alles gut wird, ich keine Angst haben soll. Ich atme ein und aus, und dann umgibt mich tiefe Schwärze.

Das war's dann wohl, ist mein letzter Gedanke.

ERSTER TEIL



Die Einladung

»Gott hat den Weißen die Uhren gegeben –
und uns die Zeit.«

Afrikanisches Sprichwort

Hätte ich nicht doch ahnen können, worauf ich mich einlassen würde, als Jambolane mich in seinen Kral einlud? Denn immerhin kenne ich mich doch um einiges besser als die meisten Menschen, mit denen ich zu tun habe. Und die Erfahrungen mit mir selbst zeigten mir im Laufe der inzwischen gelebten Jahre, dass die Unebenheiten des Lebens mich eher anzogen als glatt polierte, überschaubare Flächen. Dennoch schien anfangs nichts darauf hinzuweisen, dass eine Reise nach Afrika unberechenbar, ja sogar gefährlich werden könnte.

Durch meine Arbeit als Journalistin bin ich vielen bunten Vögeln begegnet, zu denen für mich auch Schamanen und Heiler gehörten, über die ich in meinen Berichten eher leisen Spott träufeln ließ. Je näher ich die Magie, die Naturmedizin wie auch die Menschen aus verschiedenen Kulturen kennenlernte, umso mehr wuchs meine Achtung, desto weniger lehnte ich das Andersartige ab.

Als meine Beiträge nicht mehr so kritisch und verurteilend waren wie früher, blieben Aufträge in dieser Richtung aus, und so nutzte ich die Zeit, mich mit wesentlichen, tief gehenden Inhalten zu beschäftigen.

Während verschiedener Schamanengipfel in Europa arbeitete ich von nun an nicht mehr als gut bezahlte Reporterin, sondern als ehrenamtliche Mitarbeiterin. Non-profit-Gewinn der edelsten Art. Ich lernte wunderbare Menschen kennen und gewann Einblick in neue Dimensionen des Lebens.

In Alpbach, einem österreichischen Ort in den Bergen, war ich seit Beginn der 1980er-Jahre dabei, dort begegnete ich Schamanen und Heilern aus aller Welt, u.a. dem Peruaner Don Eduardo, der bis zu seinem Tod mein Freund und Lehrer war. Auch Percy, einen Sangoma aus Soweto, traf ich dort, der wie fast alle Schamanen und Heiler die Scheu vor den Kongressteilnehmern von Mal zu Mal verlor, aber – wie ich mit Bedauern feststellte – damit auch das Ursprüngliche, Authentische der Anfänge.

Nach wie vor aber waren alle Schamanen, die ich im Laufe der Jahre kennenlernte, in der Welt der Spirits ebenso zu Hause wie in der realen. Und in der Realität waren sie manchmal alles andere als Heilige.

1998 fand der Kongress am Mondsee in Österreich statt, und dieses Mal war auch der Lehrer von Percy, Jambolane, eingeladen. Man hatte ihn in einem entlegenen Winkel von Südafrika entdeckt, an der Grenze von Mosambik und Swasiland, irgendwo im Niemandsland.

Es war nicht einfach gewesen, ihn zu der großen Reise mit dem eisernen Vogel, der viele Kontinente überflog, zu überreden, aber nun war er da und mit ihm sein Übersetzer und Schüler aus Swasiland, Mthandem Ngwenya. Und ich sollte die beiden während der Zeit des Kongresses betreuen.

Ngwenyas Name bedeutet »Krokodil«, und als ich ihm gegenüberstand, musste ich lachen. Wie kann ein so freundlicher Mensch Krokodil heißen? Sein von ihm verehrter Lehrer und Meister Jambolane, dem in seinem Kulturkreis so viel Macht und Wissen zugesprochen wird, wirkt im postkartenschönen Mondsee mit Hunderten von Gästen wie ein schüchterner alter Mann, dessen Outfit mit Federn und Fellen einem Kostüm gleicht.

Ich will ihm die Hand schütteln, aber er weicht zurück. Mit sanfter Stimme erklärt Ngwenya, das Krokodil, dass man einen Sangoma nicht berühren darf. Ich mache die buddhistische Verneigung, Namasté, und nun lächelt der Alte. Ein kurz aufblitzendes Vertrauen zeigt sich in seinen dunklen Augen. Dennoch – die vielen weißen Menschen machen ihm offensichtlich Angst. Er ist irritiert, verunsichert und zieht sich in den ersten Stunden hinter einer Wand des Schweigens zurück. Das Krokodil versucht sich an einem Small Talk mit mir, aus dem ich nichts erfahre. Wie das bei Small Talks eben so ist.

In einer großen Zeremonie mit Musik und Ansprachen werden die Schamanen aus aller Welt am nächsten Morgen den Kongressteilnehmern und der Presse vorgestellt. Eine spirituelle, exotische

Show vom Feinsten. Die meisten scheinen das zu genießen – meine beiden Schützlinge lassen es über sich ergehen wie ein unausweichliches Schicksal. Beide sind die Energien der Erwartung, Hoffnung, Neugier und Bedürftigkeit in dieser hohen Potenz nicht gewöhnt.

Die überkritische Journalistin von früher bin ich nicht mehr – inzwischen bin ich fest davon überzeugt, dass es für uns Westler wichtig ist, von alten Kulturen zu lernen. Andererseits habe ich Sorge, dass wir dabei die Menschen erneut ausbeuten. In alten Zeiten nahmen wir den Eingeborenen die Bodenschätze weg, was auch heute noch in einigen Ländern der Welt der Fall ist. Vermarkten wir nun als Nächstes ihre Spiritualität? Ich denke, der Planet ist nur zu retten, wenn wir voneinander lernen, wenn wir Hand in Hand gehen. Andernfalls schafft auch hier die Globalisierung ein neues Gefälle von Armut und Reichtum, von äußerlich satten, innerlich leeren Menschen, die sich bedienen an den seelischen Ressourcen Hungernder. Oder gibt es irgendwann eine Balance, einen echten Energieausgleich?

Ich merke, dass sich meine Gedanken mal wieder heillos verknoten, je mehr ich nachdenke. Bin ich vielleicht deshalb hier, um ein Gleichgewicht in meinem eigenen Inneren gewinnen zu können? Ich habe keinen blassen Schimmer. Und das Einzige, was mir für eine Weile Ruhe schenkt, ist, wenn ich mich still hinsetze, atme, nicht rede. Das bringt vor allem die innere Quasselstrippe zum Schweigen.

Zum Glück habe ich ein eigenes Zimmer, und nach dem Trubel des ersten Tages tut es mir gut, allein zu sein. Ich lege mich angezogen aufs Bett und schaue in die Abenddämmerung, die bald von der Dunkelheit umarmt wird. In der wohltuenden Ruhe allerdings werden auch die Stimmen in mir lauter, bis ich sie durch tiefes Atmen beruhigen kann. Dennoch – die Fragen nach dem Woher, Warum und Wohin wispern weiter. Meine Gedanken fliegen weit zurück.

Ich habe gelernt, andere zu analysieren, zu durchschauen. Obwohl ich für mein offenes, freundliches Wesen geschätzt werde, Herzen damit gewinne, ahne ich immer mehr, dass ich mich verstecke, sozusagen eine Tarnkappe trage, damit niemand mein wahres Wesen erkennt. Weil die Angst vor Ächtung, Bestrafung größer ist als die Sehnsucht, gesehen und geliebt zu werden, wie ich bin. Ich kann nicht schlafen, starre in die Dunkelheit, erinnere mich an das kleine Mädchen, das ich einmal war.

Auf einem Bauernhof in einem winzigen Dorf an der holländischen Grenze bin ich als Nachkömmling aufgewachsen. Meine fast erwachsene Schwester verhätschelte das hübsche Lockenköpfchen mit den blauen Sternenaugen, mit dem sie wie mit einer Puppe spielte, und meine beiden großen Brüder beschützten mich.

Die überforderte Mutter, der schwache, alkoholabhängige Vater – beide liebten das heitere, anspruchslose Kind. Jahrelang war ich der Sonnenschein in ihrem armen grauen Leben. Vielleicht haben mir diese ersten heilen Jahre so

viel Stabilität gegeben, dass ich spätere Höllen überleben konnte.

Und ich liebte die Tiere des Hofes, gab jedem einen Namen. Der Hund, doppelt so groß wie ich, war mein starker, verlässlichster Freund. Ich sammelte verletzte Tiere, brachte sie mit nach Hause und pflegte sie, bis sie gesund waren und ich sie wieder freilassen konnte. Wie zum Beispiel einige Meisen, eine Krähe, eine Schwalbe – doch wenn ich meine kleine Hand öffnete, um sie in ihre Welt der Lüfte fliegen zu lassen, weinte ich bitterlich. All das wurde von der Familie nachsichtig hingegenommen. Als ich jedoch beim Füttern von Mäusebabys erwischt wurde, fielen die ersten harten Worte. Damals verstand ich nicht, dass Bauern keine Mäusezucht auf dem Hof dulden konnten, und ich war sehr böse, als man die kleinen Wesen ertränkte.

Ich fing an, mich zu verstecken, wenn ich laute Stimmen hörte. Ob sich meine Eltern stritten oder meine Geschwister, immer dachte ich, ich hätte etwas falsch gemacht, und machte mich aus dem Staub. Mein Lieblingsversteck war die Heureuse über den Pferden. Der dampfende Geruch des Heus und das beruhigende Schnauben der Pferde machten mich schläfrig und zufrieden. Manchmal wurde ich erst nach Stunden gefunden. Niemand zeigte Freude, wenn man mich fand, die ersten Bestrafungen begannen. Zunächst erntete ich missbilligende Worte und Blicke, dann erhielt ich Schläge für den Ungehorsam. Mit vier Jahren wollte ich schon lesen und schreiben lernen und löcherte die Geschwister und Eltern, mir die schwarzen Buchstaben in der einzigen Zeitung zu erklären. Aber es kamen mir nur

Hohn und Ablehnung entgegen. Man schubste das nervende, störende Kind so lange weg, bis es nicht mehr fragte. Also sprach ich nur noch mit den Tieren, die mich verstanden. Selbst die Kettenhunde des Dorfes ließen mich in ihre Hütten, duldeten es, wenn ich mich an ihr verfilztes Fell schmiegte. Erst wenn ich ihnen lästig wurde, beförderten sie mich aus ihrer Behausung. Ohne mir je weh zu tun. Als ich einen Bauern mit einem Gewehr kommen sah, wusste ich, dass er den Hund erschießen würde, wenn ich länger bliebe. Ich hatte öfter gesehen, wie es war, wenn ein Tier getötet wurde, und verzichtete auf weitere Besuche in den Hundehütten. So verbrachte ich meine Tage oft auf einer Wiese oder im Wald, wo ich mich sicher fühlte. Dort konnte ich träumen, mit den Waldgeistern reden, mit all den unsichtbaren Wesen in der Natur, zu denen nur ich Zutritt hatte.

Tante Maria, die Nachbarin von gegenüber, wurde Kräuterhexe genannt. Obwohl sie aufgesucht wurde, wenn man ihre Hilfe brauchte, mied man sie am Tage. Mir wurde verboten, zu ihr zu gehen, was meine Neugier ins Unermessliche wachsen ließ. Karlchen, ihr Enkel, sah anders aus als die semmelblonden, rotbackigen Kinder des Dorfes mit seinen schwarzen Haaren, seiner braunen Haut und den dunklen Augen. Ich fand ihn wunderschön und hätte gern mit ihm gespielt, war aber ebenso scheu wie er. Als ich fünf Jahre alt war, verschluckte ich einen Hühnerknochen, und nun rief meine Mutter nach Tante Maria, die mich an den Füßen hochhob und so lange auf mir herumklopfte, bis der Kno-

chen wieder herausflog und ich aufhörte zu keuchen. Ohne sie wäre ich erstickt, und nun konnte mir niemand mehr verbieten, sie und Karlchen zu besuchen.

Es wurde ein wunderschöner, glücklicher Sommer. Wann immer ich dem Elternhaus entwischen konnte – nun musste ich mich nicht mehr verstecken. Ich hüpfte vergnügt über die wenig befahrene Dorfstraße auf die andere Seite zu dem verwinkelten Häuschen, das nicht zu Unrecht Hexenhaus genannt wurde, zu Tante Maria und ihrem schönen, dunkelhaarigen Enkel. Sie nahmen mich mit in den Wald, um Kräuter zu pflücken. Tante Maria kochte sie in einem großen Topf über dem offenen Feuer oder verarbeitete sie zu Pasten. Dabei murmelte sie unverständliche Worte. Wenn die Leute im Dorf den Rosenkranz beteten, hörte sich das ähnlich an. Damit würden sie zu richtigen Heilsalben, sagte sie. Ich aß bei ihr, und es schmeckte mir besser als zu Hause, wo man meine besten Freunde, die Hühner und Schweine, tötete. Bei ihr gab es häufig frische Salate und Gemüse. Meine Wangen röteten sich, und meine Mutter konnte nichts sagen, denn ich sah gesund aus, und außerdem verdankte ich ja Tante Maria mein Leben. Manchmal schlichen sich Leute ins Haus, meist aus den Nachbardörfern, manchmal auch nach Einbruch der Dunkelheit, aus unserem Dorf. Tante Maria rief mich zu sich, wenn die Patienten, wie sie sie nannte, die Augen geschlossen hatten und legte meine kleinen Hände auf die Stellen, wo sie Schmerzen hatten. Nach wenigen Malen wusste ich von selbst, was ich zu tun hatte, und ich spürte, dass es den Menschen sofort besser ging. Ich machte diese Arbeit mit

großer Freude und voller Stolz, und ich verlor meine Schüchternheit.

»Kann ich jetzt zaubern wie du?«, fragte ich Tante Maria mit großen Augen.

»Das ist kein Zauber«, lächelte sie, »das konnten früher viele Menschen. Heute wissen nur die meisten nichts mehr davon. Aber behalte das besser für dich. Menschen wie wir es sind, sind immer verfolgt worden.«

Ich schüttelte empört meine langen Locken, weil ich das gar nicht verstehen konnte. Es fühlte sich schön an, wenn meine Hände auf den Kranken lagen, und sie waren so dankbar. Tante Maria allerdings sorgte dafür, dass ich außer Sicht war, wenn diese wieder die Augen aufschlugen. Ich bekam von Tante Maria nach den »Behandlungen« immer etwas Süßes, das rar war in dieser Zeit, und das Geld legte sie auf die Seite.

»Für Karlchen«, bemerkte sie entschuldigend.

»Dann heirate ich Karlchen später, wenn er reich ist«, antwortete ich spitz, denn etwas ungerecht fand ich es schon, dass ich nichts davon bekam. Meine Mutter hatte mir oft klargemacht, wie wichtig Geld sei und dass ich mal einen reichen Bauern heiraten solle. Damit es mir besser ginge als ihr.

So ging der Sommer dahin, und meine Mutter schaute mich von Tag zu Tag missbilligender an, wenn ich hoch erhobenen Hauptes sagte, dass ich nun zu Tante Maria ginge, um ihr zu helfen. Was ich dort machte, verriet ich nicht, aber meine Mutter schimpfte, ich solle lieber ihr im Haushalt und auf dem Feld helfen.

Tante Maria hatte auch nichts dagegen, wenn ich mit Karlchen allein an den Fluss und in den Wald ging. »Ich vertraue euch. Also passt gut aufeinander auf. Und lasst euch nicht von den Leuten im Dorf erwischen.« Wir verstanden ihre Sorge nicht. Karlchen und ich bauten Höhlen, kletterten auf Bäume, planschten im seichten Wasser des Flusses, gingen Hand in Hand durch den Wald und beobachteten Tiere.

An einem heißen Sommertag ruhten wir uns auf einer sonnenbeschienenen Lichtung aus. Ich kuschelte mich eng an ihn. »Willst du mich heiraten?«, flüsterte ich. Er nickte und streichelte meine Haare, schaute mir in die Augen und sagte mir, wie schön ich sei. Ja, ihn würde ich heiraten, und zwar nicht wegen des Erbes von Tante Maria. Dass meine Eltern das nicht so gern sähen, war mir klar, aber es kümmerte mich nicht.

»Warum heiraten wir nicht gleich?«, fragte ich ihn leise. Und dann zog ich mich aus. Er tat dasselbe, und wir kuschelten uns eng aneinander, streichelten uns überall. So hatte ich es mal bei meinem älteren Bruder gesehen, der schon eine Freundin hatte und sich mit ihr heimlich im Wald traf. Ich seufzte – jetzt wusste ich, warum Erwachsene das so gern taten.

Plötzlich knackte es in den Büschen, und meine beiden Brüder standen mit hochroten Köpfen über uns.

»Was haben wir da für kleine Ferkel?«, schrie der eine empört. »Jetzt wollen wir mal hören, wie ihr quieken könnt.« Der Größere schnappte sich Karlchen, der wie erstarrt war und sich nicht wehrte. Ich strampelte und schrie,

versuchte wegzulaufen, aber der jüngere Bruder war stärker und schleppte mich hinterher. Zwischendurch ohrfeigte er mich, wenn ich zu laut schrie und weinte.

»Karlchen werden wir bei der Hexe abgeben, und du kommst mit nach Hause. Vielleicht sieht Mama jetzt, dass du nicht mehr das süße Goldmädchen bist«, knurrte er böse.

Ich sah noch, wie der Ältere Karlchen vor die Haustür seiner Großmutter schubste und dass Tante Maria ihn in die Arme nahm und tröstete. Vor dem Haus wartete meine Mutter, die die Jungen losgeschickt hatte, um mich zu suchen. Der Vater war wieder in der Kneipe und trank, und ich war die Einzige, die ihn holen konnte. Als sie sah, dass ich nur ein Höschen anhatte, fragte sie den Bruder, was los sei.

»Die hat Schweinereien mit Karlchen gemacht. Und jetzt wirst du sie sicher genauso bestrafen wie uns sonst. Immer wird sie vorgezogen.« Ich sah, dass sie nicht wusste, was sie tun sollte, und schaute sie flehend an.

Aber dann stieg ihr das Blut in den Kopf, und sie schrie voller Zorn: »Das werden wir dir austreiben. Die alte Hexe hat dich verzaubert.« Meinem Bruder sagte sie, er solle die Peitsche holen, er wisse ja, wo sie sei.

Triumphierend kam er mit der Peitsche zurück, die inzwischen nur noch fünf lederne Striemen hatte, und ich wand mich in den Armen der Mutter. »Bitte nicht«, flüsterte ich, denn ich ahnte, wie sehr das schmerzen würde. Oft genug hatte ich andere Kinder im Dorf schreien hören,

wenn sie geschlagen wurden. Sie sagte meinem Bruder, er solle mich festhalten, und dann schlug sie zu, immer wieder, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. Ich schrie bei jedem Schlag erschrocken auf, weil es furchtbar weh tat. Tante Maria hatte mir gesagt, es gäbe Engel und Geister, die mir immer helfen würden. Tonlos sprach ich zu ihnen, bat sie, mich von den Schmerzen zu erlösen. Von einer Sekunde zur anderen spürte ich nichts mehr, hörte auf zu weinen. Ich lachte und sang, weil es aufgehört hatte, weh zutun. Meine Mutter hielt inne und schlug dann noch wütender zu. »Sie ist völlig verstockt, es sind böse Geister in ihr. Ich werde mit dem Pfarrer sprechen.« Dann ließ sie mich abrupt los, und ich lag bewegungslos auf der staubigen Straße. Niemand konnte mir mehr weh tun.

Wenn sie mich in den nächsten Jahren schlug, und das kam immer öfter vor, spürte ich die Schläge nicht mehr, und selbst als ich vom Fahrrad fiel und mir einen Arm brach, merkte ich nichts. Es war, als ob ein trockener Ast abbrach.

Es dauerte Jahrzehnte, bis ich wieder körperlichen Schmerz spüren konnte. So lange hatte sich mein Körper einen Schutzpanzer zugelegt.

Zu Tante Maria durfte ich nicht mehr, und wenn ich ihr oder Karlchen zufällig begegnete, senkte ich den Kopf. Ich war nun ein blasses Kind, das häufig das Essen ablehnte und wortkarg wurde. Ich machte gehorsam die Arbeiten, die meine Mutter mir auftrug, und als ich endlich in die Schule kam, flackerte mein Lebenslicht etwas heller, weil das Lernen mir leicht fiel. Die Lehrer waren verwundert, dass ich

schon etwas lesen und schreiben konnte, aber da ich auf ihre Fragen nicht antwortete, ließen sie mich in Ruhe. Ich wurde die Beste in der kleinen Dorfschule, und meiner Mutter gefiel es nicht, dass ich bevorzugt wurde. »Bleib bescheiden. Du bist nichts Besonderes«, predigte sie mir fast täglich.

Als einer meiner Brüder krank wurde, setzte ich mich zu ihm ans Bett. Meine Hand wollte sich auf seinen schmerzenden Bauch legen, aber ich zuckte zurück. Es war noch nicht so lange her, dass er mich verraten hatte, mich von Tante Maria und Karlchen weggerissen hatte. Ich konnte ihm nicht verzeihen, wünschte ihm sogar, dass es ihm noch schlechter ging.

»Du gehörst in die Hölle«, sagte ich, und ich spürte, dass mir schlecht wurde. Schnell verließ ich sein Zimmer, das er mit seinem Bruder teilte. Kurz darauf bekam er hohes Fieber, und man benachrichtigte den Doktor, der ihm etwas einflößte. Danach ging es ihm wieder besser, aber wenn er mir begegnete, zischte er: »Ich hab's gehört – du wolltest, dass ich sterbe. Du bist auch eine Hexe.« Plötzlich wusste ich, dass ich nicht hilflos war, und ich nahm mir vor, jeden zu bestrafen, der mir weh tun wollte.

Kurz darauf wurde ich selbst krank, bekam auch hohes Fieber, das sich nicht senken ließ. Der Arzt war ratlos, seine Medikamente halfen nichts.

»Ich will Tante Maria«, wimmerte ich. »Die Hexe kommt mir nicht ins Haus«, schimpfte meine Mutter, und dann weinte sie. Mein Vater kam zur Tür herein, und er war so nüchtern, wie ich ihn kaum kannte. »Es geht jetzt um ihr



Hella Schwerla

Hitze, Dreck und Erleuchtung

Mein Leben im Kral eines afrikanischen Schamanen

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-22098-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Eine ungewöhnliche Prophezeiung erfüllt sich.

Wenn die Trommeln schweigen... Hella Schwerla folgt der Einladung eines afrikanischen Sangoma, eines Schamanen, ihn in sein abgeschiedenes Dorf zu begleiten. Sie wurde als Retterin ausgewählt, wurde ihr geweissagt. Schon in früher Kindheit entdeckte sie ihre übersinnlichen Fähigkeiten, doch erst in der Abgeschlossenheit des afrikanischen Dorfes erkennt sie ihre Bestimmung. Eingeholt von der harten Realität und bitteren Armut, begibt sie sich auf eine spirituelle Reise, an deren Ende sich sowohl ihr eigenes Schicksal als auch das des Stammes zum Positiven wenden.